

Erschienen in: Forschung und Lehre 7/2011

Sieger und Besiegte

Wie der ökonomische Wettbewerb um Geld und Prestige zunehmend den wissenschaftlichen Wettbewerb um Erkenntnisfortschritt kolonisiert

[RICHARD MÜNCH] Kernstück der Reformen in der Gegenwart ist die Umgestaltung von Hochschulen in Unternehmen, die untereinander um Geld und Prestige konkurrieren. Dabei wird systematisch übersehen, dass der verschärfte Wettbewerb um Ressourcen die Funktionsbedingungen des genuin wissenschaftlichen Wettbewerbs um Erkenntnisfortschritt außer Kraft setzt.

„Mehr Wettbewerb wagen“ ist zum Leitspruch vieler Reformprojekte der Gegenwart geworden. Daran geknüpft ist stets die Erwartung, dass daraus enorme Leistungssteigerungen hervorgehen. So sollen auch die Leistungen der Universitäten in Forschung und Lehre durch intensivierten Wettbewerb zum Wohle der Gesellschaft gesteigert werden. Ein Kennzeichen der auf mehr Wettbewerb setzenden Reformprogrammatik ist allerdings ein außerordentlicher Mangel an Präzision bei der Frage, um was für eine Art von Wettbewerb es sich dabei handelt, wer im Wettbewerb mit wem um welche Gegenstände steht, und nach welchen Spielregeln dieser Wettbewerb vonstatten geht. Zugleich besteht eine auffallend geringe Sensibilität für die spezifischen Funktionsbedingungen des jeweiligen Reformobjektes, so auch für die Funktionsbedingungen von wissenschaftlicher Forschung und Lehre.

Der wissenschaftliche Wettbewerb um Erkenntnisfortschritt und akademische Ehre

Was kennzeichnet den Wettbewerb in der wissenschaftlichen Forschung, wie wir ihn immer schon kennen? Man kann sagen, dass Wissenschaftler, die in demselben Gebiet forschen, untereinander in einem ständigen Wettbewerb um den Erkenntnisfortschritt stehen, sei es die Schließung einer noch so kleinen Wissenslücke, sei es ein großer Durchbruch, sei es die Lösung eines kleinen Rätsels oder die Einleitung eines großen Paradigmenwechsels. Angetrieben werden sie von der Wissbegierde, der Leidenschaft für die Wahrheitssuche. Für ihre Beiträge zum Erkenntnisfortschritt erhalten sie die Anerkennung durch die wissenschaftliche Gemeinschaft. Sie gelangen für mehr oder weniger großen Erkenntnisfortschritt zu mehr oder weniger Ehre im Kreise der wissenschaftlichen

Gemeinschaft, erkennbar in Zitaten, Einladungen zu Vorträgen, Herausgeberschaften und Preisen.

Man kann diese Art der Honorierung wissenschaftlicher Forschung im Anschluss an den französischen Soziologen und Ethnologen Marcel Mauss als Gabentausch nach der Regel der Reziprozität interpretieren. Für diesen Gabentausch gelten zwei spezifische Tabus: (1) das Tabu der zeitlich zu engen Kopplung von Gabe und Gegengabe und (2) das Tabu der Berechnung von Preis und Leistung. Damit eine Gabe als Gabe fungieren kann, darf die Gegengabe zeitlich nicht so direkt auf die Gabe folgen, dass sie quasi als Entgelt (miss)verstanden werden kann. Und die Gegengabe darf in keine preislich berechenbare Relation zur Gabe gebracht werden. Genau diese beiden Tabus unterscheiden den Gabentausch vom ökonomischen Tausch. Die besondere Leistung des Gabentausches innerhalb einer Gemeinschaft besteht darin, dass ein außerordentlich hohes Maß der Gabebereitschaft besteht. Dabei geht die Leidenschaft der Wahrheitssuche mit dem Streben nach Ehre eine unauflöslich enge Verbindung ein. Beide prägen den Habitus des Wissenschaftlers.

Unterstützt wird die Eigenlogik des wissenschaftlichen Wettbewerbs durch die unbestrittene Geltung spezifischer Normen guter wissenschaftlicher Praxis. Der amerikanische Soziologe Robert K. Merton hat vier grundlegende Normen der wissenschaftlichen Praxis identifiziert: der Universalismus verlangt, dass wissenschaftliches Wissen auf Allgemeingültigkeit, unabhängig von Ort, Zeit und Person, zu prüfen ist; organisierter Skeptizismus verlangt, dass allem präbendierten Wissen zu misstrauen ist; geistiger Kommunismus verlangt, dass alle Erkenntnis mit allen zu teilen ist; Uneigennützigkeit verlangt, dass alles Erkenntnisstreben nur der Wahrheit und nicht dem eigenen Vorteil gilt. Eine vitale wissenschaftliche Gemeinschaft, repräsentiert durch Fachgesellschaften und fachübergreifende wissenschaftliche Vereinigungen, wacht über die Einhaltung dieser Normen.

Der Wettbewerb der Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen um Erkenntnisfortschritt und Anerkennung durch die wissenschaftliche Gemeinschaft wird durch diese Normen in Bahnen gelenkt, die dafür sorgen, dass das Streben nach Ehre immer an die Leidenschaft für die Wahrheitssuche gebunden bleibt und sich nicht verselbständigt. Das verlangt die Unterdrückung jeder Vorteilsnahme, die Beteiligung aller am Erkenntnisgewinn. Aus anerkannten Erfolgen darf kein Kapital zu Lasten von Mitbewerbern geschlagen werden. Es

gibt mehr oder weniger geehrte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, aber keine Sieger und Besiegten. Erfolge werden als Erfolge der gesamten wissenschaftlichen Gemeinschaft verallgemeinert und euphemisiert. Diese normative Strukturierung des wissenschaftlichen Wettbewerbs sorgt dafür, dass eine Vielzahl von Wissenschaftlern an vielen Orten an vielen verschiedenen Themen arbeiten und so ein sehr großes Potential für Erkenntnisfortschritt erhalten bleibt. Sie gewährleistet ein breites Spektrum der Forschung als Basis der Variation und des daraus hervorgehenden Erkenntnisfortschritts.

Der ökonomische Wettbewerb um Geld und Prestige

Der im Zuge der neuen Reformprogrammatik ausgerufene Wettbewerb ist nun auf dem besten Wege, dieses institutionelle Arrangement des genuin wissenschaftlichen Wettbewerbs zur Erosion zu bringen und die Wissensevolution in engere Bahnen zu lenken. Die neue Reformprogrammatik stülpt dem wissenschaftlichen Wettbewerb einen ökonomischen Wettbewerb um Ressourcen über. Dieser Wettbewerb vollzieht sich allerdings nicht unter idealen Marktbedingungen. Mit dem schrumpfenden Anteil der Grundausrüstung und dem wachsenden Anteil der Drittmittel an den Forschungsgeldern gewinnt die ökonomische Logik der Akkumulation von Kapital zur Positionierung im Wettbewerb um Forschungsmittel die Oberhand über den wissenschaftlichen Wettbewerb um Erkenntnisfortschritt und Ehre.

In diesem neuen Wettbewerb herrscht keine Uneigennützigkeit. Das generierte Wissen wird nicht von Anfang an mit allen anderen Forscherinnen und Forschern im Feld geteilt, sondern zu allererst zur Sicherung von Renditen auf dem Wege der Umsetzung von Wissen in Patente genutzt. Wissen ist nicht länger ein allen gleich zugängliches Kollektivgut, sondern ein privates Gut zur Erzielung privater Renditen. In den USA hat der Bayh Dole Act von 1980 diese Umwandlung des Wissens vom Kollektivgut zum Privatgut eingeleitet. Sie ist dann zum Vorbild für entsprechende Reformen in anderen Ländern geworden. Der Bayh Dole Act erlaubt es Universitäten, die Erträge aus Patenten, die aus Forschung mit Bundesmitteln hervorgegangen sind, allein für sich einzustreichen.

Universitäre Unternehmen im Wettbewerb um reputierte Wissenschaftler und begabte Studierende

An dieser Stelle wird unmittelbar erkennbar, dass sich im Rahmen des neuen Wettbewerbsparadigmas die Rolle der Universitäten maßgeblich verändert hat. Sie werden als Unternehmen begriffen, die untereinander im Wettbewerb um Geld und Prestige stehen. Um in diesem Wettbewerb überleben zu können, müssen sie sich auf dem Wege der zirkulären Akkumulation von ökonomischem und symbolischem Kapital Wettbewerbsvorteile verschaffen, die sie in die Lage der Erzielung von Monopolrenten versetzen. Solche Monopolrenten zeigen sich in Zuwächsen an Geld und Prestige allein aufgrund des schon vorhandenen Vorsprungs in der Kapitalausstattung gegenüber den Konkurrenten.

Als Unternehmen wetteifern Universitäten gar nicht unmittelbar um Erkenntnisfortschritt, sondern um ökonomisches und symbolisches Kapital, das sich in einen zirkulären Akkumulationsprozess bringen lässt. Sie konkurrieren zu diesem Zweck um reputierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und um begabte Studierende, um diese zur Steigerung von Prestigegewinnen und daraus folgenden Geldzuwächsen einzusetzen. Ihr Kapital investieren sie strategisch in schon erkennbar erfolgreiche Wissenschaftler und florierende, messbare Erfolge versprechende Forschungszweige.

Im Endergebnis entziehen die kapitalreicheren Universitäten den kapitalärmeren die besten Wissenschaftler. Sie mehren damit ihre Wettbewerbsvorteile, während die abgebenden Universitäten weiter geschwächt werden. Der von Robert K. Merton identifizierte Matthäus-Effekt „Wer hat, dem wird gegeben“ wird verstärkt wirksam. Er führt die einen in eine Aufwärtsspirale und die anderen in eine Abwärtsspirale.

Die drei Illusionen des ökonomischen Wettbewerbsparadigmas in der Wissenschaft

Der neue Glaube an die segensreichen Wirkungen des ökonomischen Wettbewerbs in der Wissenschaft kann allerdings nur deshalb so vehement um sich greifen, wie das in der Gegenwart zu beobachten ist, weil recht großzügig über die massiven Abweichungen vom idealen Marktwettbewerb hinweggesehen wird. Der schweizer Ökonom Mathias Binswanger hat drei zentrale Illusionen ausgemacht, die das neue Wettbewerbsparadigma kennzeichnen.

Die *Marktillusion* lässt von einem Marktwettbewerb sprechen, wo gar kein Markt vorhanden ist. Der ideale Marktwettbewerb kennt viele Anbieter und viele Nachfrager, die alle gleiche Chancen haben. Der Wettbewerb zwischen universitären Unternehmen schickt viele

Nachfrager in einen Kampf um die Verteilung von Geld und Prestige durch zentrale Instanzen der Forschungsförderung und der Evaluation von Forschung durch Rankings. Das verlangt von allen Anpassung an zentral definierte Kriterien der Zuteilung von Geld und Prestige und fördert deshalb in besonders hohem Maße den Mainstream der Wissenschaft. Die zentrale Steuerung des Wettbewerbs forciert die Stratifikation des Feldes nach Geld und Prestige. Der Vorrang des Mainstreams und die Stratifikation des akademischen Feldes nach Geld und Prestige lassen die Vielfalt und das Potential der Erneuerung des Wissens schrumpfen.

Die *Messbarkeitsillusion* unterstellt die Möglichkeit einer äquivalenten Ersetzung des Preismechanismus auf dem Markt für Individualgüter durch Informationstechnologie. Es muss gemessen werden, was sich nicht messen lässt. Mehr oder weniger elaborierte Kennziffernsysteme müssen den Preismechanismus des Markttausches ersetzen und unterwerfen die Wissenschaft einer Steuerung nach dem Modus der gescheiterten Zentralverwaltungswirtschaft im bis 1989 real existierenden Sozialismus.

Die *Motivationsillusion* meint, dass der Wettbewerb um Ressourcen auch in der Wissenschaft eine motivationssteigernde Wirkung entfaltet. Mit der Kennziffernsteuerung findet jedoch eine Umpolung der Motivation derart statt, dass die Kennziffern nicht vorher frei vollzogene Forschung nachträglich messen, sondern selbst vorgängig die Forschung in eine schon festgelegte Richtung steuern.

Wer dem Wettbewerb das Wort redet, sollte sich klarmachen, von welchem Wettbewerb überhaupt die Rede ist und was dieser Wettbewerb genau bewirkt.

Autor:

Richard Münch ist Professor für Soziologie und Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs „Märkte und Sozialräume in Europa“ an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Zum Thema ist nach *Die akademische Elite* (2007) und *Globale Eliten, lokale Autoritäten* (2009) soeben seine dritte Monographie *Akademischer Kapitalismus* (2011) erschienen.

Zeichen einschließlich Leerzeichen: 11.310